

Simon Lehner

My Mountain Has No Summit

Simon Lehnners erste Einzelausstellung bei KOW zeigt den Wiener Künstler, Jahrgang 1996, mit Skulpturen und einem neuen Zyklus von Gemälden. Toxische Modelle von Männlichkeit, die er bislang im privaten und pop-kulturellen Zusammenhang untersuchte, verfolgt Lehner nun weiter und legt dabei (selbst)zerstörerische Psychologien frei, die in vielen Gesellschaften längst kollektiv sind.

Es beginnt mit einem Familienportrait. Farblos dargestellt und geleckt wie aus dem 3D-Drucker, verkörpern Vater, Mutter, Tochter und Söhne die Nichtseele von Pseudo-Doku-Soaps und Tiktok-Trends, jenen Formen von Alltagstheater, deren Konsum die Reproduktion gegebener Verhältnisse trainiert. Seine Protagonisten erscheinen wie medial erzeugte Avatare, durch deren Adern identitäre Stereotypen wie Algorithmen laufen – ihrerseits gestört durch irrationale Repräsentationsfehler.

Wie der Verlauf von Lehnners Ausstellung zeigt, geht es ihm nicht um bekannte Persionen zeitgenössischer Identitätsbildung – sein Blick reicht viel tiefer in die Psychologie und Physiologie der betreffenden – und betroffenen – Akteure, zu denen vielleicht auch wir selbst gehören. Als Verbrauchsgegenstand Mensch, als vernutzte Körper, als Ichverschleiß.

Vor dem Familienportrait liegt ein menschliches Konstrukt vor unseren Füßen. Es bewegt sich, über den Boden schleifend, Sekunde für Sekunde im Kreis. Ein Uhrzeigerkörper, der nichts anzeigt außer der schmerzhaften Abnutzung des Leibs im kompromisslosen Ticken der Regel.

Wir sehen einen Sohn der Familie wieder in Lehnners Gemälde. Es ist ein Selbstportrait in schwarzeneggerischer Pose. Nackt, wohlgeformt und goldbraun veredelt. Doch im Bildhintergrund, auf üppigem Bett, geschieht da Abgründiges? Die Selbstüberwältigung des Mannes? Die Zahlenmarkierungen auf der Bildoberfläche kennt man aus den Korrekturfahnen der Reproduktionstechnik. Hier Rot -2, da Gelb +4, um das Bildergebnis zu schönen. Wir scheinen in das Jugendhinterzimmer der Selbstoptimierung zu blicken, in die männliche Identitätsmanufaktur, die sich an alles Äußere und nichts Inneres zu halten weiß.

Im Obergeschoss der Galerie erscheint die Vaterfigur des Familienensembles in unteransichtigen Posen. Das patriarchale Stereotyp ist gleich siebenfach in den Himmel erhoben, seinen alternden Körper wie selbstverständlich in den endlosen Raum stellend – der doch kompositorisch engezogen ist zu einer introvertierten Struktur voller narzisstischer Selbstliebkosungen.

Simon Lehnerts Bilder als Gemälde zu bezeichnen, bedeutet sie als Malereien im klassischen Sinn und bisweilen auch Stil zu begreifen, oft auf Holz gemalt, die das Genre und seine Techniken allerdings in die digitale Epoche überführen.

Aus privaten und kollektiven Bildarchiven generiert Lehner seine Motive unter Mitwirkung von KI-Tools. Er malt sie gemeinsam mit einem Roboter, wobei sich eigene und fremde Hand begegnen. Sein kompositorisches und chromatisches Vermögen sind augenscheinlich. Entscheidend für die Bildkonzepte ist sein Verständnis traumatischer Strukturen – Erinnerungsloops, panische Realitätsverzerrungen, Informations- und Kontextverluste –, die er ästhetisch fasst.

Hinzu kommt die technologische und algorithmische Fernsteuerung verschiedener Entscheidungsebenen, die er im bildnerischen Prozess relevant werden lässt und die seine Autorschaft gezielt konterkariert. Seine Bilder entstehen – rein praktisch – zwischen einem Höchstmaß an Kontrolle und der Begegnung mit Kontrollverlust. Sein Vorgehen ist damit prädestiniert, individuelle und gesellschaftliche Datentraumata zu erfassen.

Alexander Koch